

Umschau.

Eine Betrachtung zum Kriegsbrotgesetz. Warum braucht es so viele Anstrengungen, um im deutschen Volke den Genuß des Feinbrotes einzuschränken? Man sollte meinen, ein Volk, das die ersten Augusttage des Jahres 1914 erlebte, ein Volk, das schon so heroische Opfer mit einer unerhörten Einmütigkeit gebracht hat, würde auch zu so kleinen, geringfügigen Opfern sich nicht zweimal mahnen lassen. Statt dessen braucht es so viel eindringliches Zureden, so viele Aufrufe, Mahnungen, Erinnerungen, und zuletzt noch die Schärfe des Gesetzes!

Zunächst ist es doch wohl ein Mangel an Einsicht, ein Mangel an Reife und Weitblick in weiten Volkskreisen, der hier zum Vorschein kommt. Die Opfer, deren Zweck nicht sofort und unmittelbar in einem positiven Erfolg erreicht wird oder nicht ohne weiteres verständlich ist, fallen immer schwer. Es verlangt nun in der Tat eine bedeutende geistige Kraft und staatsbürgerliche Einsicht, um zu begreifen, daß jeder Deutsche an der Brotsfrucht und vor allem an dem feineren Backmehl sparen muß. Der Zusammenhang mit des Vaterlandes Wohlfahrt und Sieg ist vielleicht hier noch verwickelter als bei dem andern nationalwirtschaftlichen Lösungswort: Tragt das Gold zur Reichsbank!

Aber dieser Mangel an Einsicht ist nicht der wichtigste Grund. Er entschuldigt am wenigsten die Volkskreise, die das meiste Weizenbrot und Feingeback verzehren: die Besitzenden. Es kommen noch mehrere andere Hemmungen in Betracht.

Schon mehrfach hat sich gezeigt, daß die religiöse und sittliche Wiedergeburt unseres Volkes nur in jenen Kreisen zur Tatsache wurde, die mit dem Kriegseinsatz, den Kriegsopfern, dem Kriegsleid in fühlbare Berührung kommen. Nun leben aber Millionen im deutschen Vaterlande, denen dieser Krieg nicht den mindesten persönlichen Kummer oder Schaden verursacht. Ihre Lebensgewohnheiten bleiben ungestört, ihre Finanzen werden nicht erschüttert, ihre Angehörigen werden ihnen nicht entzogen, ihre Existenz ist an keinem Punkte bedroht. Ja sie vermögen in dem Krieg noch eine höchst amüsante und einträglich Sache zu entdecken, die ihnen geschäftlichen Gewinn, verbesserte Anstellungsmöglichkeiten oder wenigstens Abwechslung, Nerventzettel und Sensation bringt. Diese Leute sind es, die nach wie vor an „Militärpossen mit hochkomischen Schlagern“, an „Kabaletten und Nachmittagskaffeekonzerten“, an „den leichtesten Operetten- und Tanzweisen“ ihre ungetrübte und ungestörte Freude haben können, „und dies alles zu einer Zeit, in der unsere Söhne und Brüder draußen im Felde für Deutschlands Ehre und für unsere Zukunft kämpfen und bluten“ (das Generalkommando des I. bayrischen Armeekorpsbezirks am 4. Januar 1915). Es ist klar, daß

alle diese Leute durchaus nicht gewillt sind, irgend ein Opferchen sich freiwillig aufzuwerfen. Man hat beobachtet, daß sie noch spotten über jede Mahnung zu „Mehr Ernst!“ Man muß sie zwingen mit der Härte des Gesetzes. Dann fügen sie sich wehklagend, murrend und kritisierend.

Es ist aber auch denkbar, daß selbst treue und große Seelen, die schon schwere Opfer an Gut und Blut, heroische Opfer des Lebens und des Herzens auf den Altar gelegt haben, unweigerlich, freudig und schnell, daß auch sie sich sträuben, aus freien Stücken von den gewohnten frischen Frühstücksjammeln, von den Weckerln, Ripserln und Brezeln und dem mürben Kaffeegebäck zu lassen. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß große Opfer, heldenhafte Anstrengungen, außergewöhnliche Leistungen für viele Charaktere — und es sind oft die besten — leichter sind als die kleinen, die mehr lästig als beschwerlich sind, die in verbrießlicher Weise in den Alltag und die geringfügigen Lebensgewohnheiten eingreifen.

Dazu kommt noch die natürliche Trägheit des Durchschnittsmenschen, der sich nicht von selbst aufraffen kann. Er braucht dazu äußeren Anstoß, er braucht Erschütterungen, er braucht Verordnungen, Regulierungen und Gesetze mit eisernem Zwang. „Wenn alle es tun“, sagt er, „wenn es vorgeschrieben wird, wenn einmal anderes Gebäck nicht mehr zu haben ist, dann ist es immer noch Zeit, zum Schwarz- und Grau- und Kriegsbrod zu greifen.“ Es wird immer so viel Totes, so viel Starres und Schwerfälliges in den Seelen sein, das sich nicht von selbst und von innen regt und rührt, das nur von außen her überwunden wird.

Die schwerste Schuld für solches Versagen trägt aber die veränderte Seelenstimmung gegenüber den Dingen und Genüssen der Erde. Die schöne, zarte, keusche Scheu vor ausgesuchten Genüssen ist einem rücksichtslosen Zugreifen gewichen. Der moderne Mensch bringt es recht schnell und leicht über sich, jedem Genuß, der ihm unter die Augen kommt, nachzujagen, sich ihm in die Arme zu werfen, sich ihm hinzugeben. Dagegen der geistig und seelisch gesunde Mensch, dessen Sitten noch ganz unberührt und unverdorben sind, empfindet eine gewisse jungfräuliche Scheu, von der Flut der Annehmlichkeiten und Genüsse sich ganz umspülen und tragen zu lassen. Nicht etwa aus Verachtung der Dinge, auch nicht aus jener bramarbasierenden „Männlichkeit“, die mit dem Schein der Erhabenheit über alles Feine und Weiche und Bequeme prunkt. Es offenbart sich vielmehr hier eine ursprüngliche und naturwüchsige Absehe der reinen Menschenseele; jene Ehrfurcht vor jeglicher Gottesgabe, die sich nicht für berechtigt hält, auch nur das kleinste Stücklein Brod achtlos fortzuwerfen oder gedankenlos und unnütz zu verbrauchen; jene feine und rührende Geringschätzung der eigenen Person, die es nicht für geziemend hält, von dem reichgedeckten Tische der Schöpfung sich selbst das Beste und Seltenste zukommen zu lassen oder gar sich herauszusuchen mit unzarter Gier. Die Dinge Gottes werden für zu gut erachtet, als daß man sie ganz skrupellos an sich raffen und in schrankenloser Freiheit gebrauchen und verbrauchen dürfte. Es ist also zuletzt die leise und doch starke Ahnung von der Verwalterschaft, die wir Gott und seinen Dingen

gegenüber zu führen haben, von der dienenden Stellung eines Untergebenen und Botmäßigen, die uns allein ansteht.

Diese zarte, heilige Schüchternheit nun ist den modernen Genußmenschen und Herrenmenschen verloren gegangen und hat bis in die Tiefen des Volkes hinab die Stimmung unbescheidenen Zugreifens, unschamhaften Begehrens erzeugt. Jeder nimmt sich lachend und brutal, was ihm vor die Hände kommt, mag es auch noch so fein und ausgesucht und selten sein. Wer fühlt heute noch die heimliche Herzensbedrückung beim Anlegen eines kostbaren Kleides, beim Genuß einer überfeinen Speise?

Solange diese zarte, edle Scheu nicht zurückkehrt, können nur harte Gesetze die opferscheue Genußsucht eindämmen. Jene heilige Scham wird aber nicht wiederkommen, wenn nicht der ungezügelte Egoismus und die überspannte Einschätzung der eigenen Persönlichkeit untergeht in der Demut und Bescheidenheit des Gottesknechtes, der sich selbst zurücksetzt: „Nicht mein Wille geschehe. . .“ Die Herrenmoral muß untergehen in dem Bekenntnis der stillen und anspruchslosen Seele: „Siehe, ich bin nur eine Dienerin des Herrn.“ Möge dieser Krieg uns klein und demütig machen, damit der Sieg uns wahrhaft groß und stark finde!

P. Rippert S. J.

„Schwarze Internationale“. Die wunderbare Einigkeit, das zielbewußte Pflichtgefühl und das christlich-fromme Gottvertrauen des ganzen Volkes in Deutschland und Österreich bildet immer noch einen Gegenstand der Bewunderung für Freunde, Feinde und Neutrale. In den „Preussischen Jahrbüchern“ (Dezember 1914) widmet Pastor Ernst Kolffs diesem schönen Bilde einen Artikel unter der Aufschrift „Der Geist von 1914“, der unserer Aufmerksamkeit wert scheint. Er geht aus von den vielen Erscheinungen der Zersahrenheit, Zwietracht und des Niedergangs im deutschen Vaterland, wie den Zaberner Vorfällen, der Haltung der Sozialdemokraten, den „leeren Kirchen“, der Kirchaustrittsmache, den Klagen über Zuchtlosigkeit und Verrohung der Jugend, und fährt fort:

„Alles, worüber wir uns noch vor kurzem aufregten und entrüsteten, liegt weit hinter uns wie ein häßlicher Traum. Ein neuer Geist ist in unser Volk gefahren und hat einem Sturmwind gleich die Geister giftiger Mörgelei und kleinlichen Parteihaders, leichten Unglaubens und frivolen Libertinismus vertrieben. . . Der Glaube an eine sittliche Weltordnung im Sinne Fichtes und Carlshes machte sich mit elementarer Wucht geltend als ein Postulat des nationalen Selbsterhaltungstriebes. Es sind nicht die Dogmen der unterschiedlichen Konfessionen . . . nicht die Umwertung aller Werte, von der die Neunmalklugen soviel fabuliert haben, sondern die alten, ewigen, welterbauenden Gedanken: Demut, Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung bis aufs äußerste und ein unzerstörbarer, stürmisch vorwärts drängender Glaube an den Sieg der gerechten Sache. . . Das deutsche Volk ist seit den Befreiungskriegen zum ersten mal wieder von einer einmütigen Gesinnung erfüllt, die sich als ein monarchisch gefärbtes Nationalgefühl, durchdrungen von einem theistisch gerichteten Glauben an die sittliche Weltordnung charakterisiert.“